

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 14.

Berlin, Dienstag den 2. Februar

1847.

### Türkei.

#### Ein Russe in der Sophienkirche.<sup>\*)</sup>

Konstantinopel liegt vor uns. Ungebuldig schweift der Blick von Ort zu Ort, von Wunder zu Wunder, ohne eine Moschee zu bemerken, die von den ringsum an sie stoßenden Gebäuden erdrückt und von anderen prunkvolleren und vortheilhafter gelegenen Moscheen in den Schatten gestellt wird. Dieses unscheinbare Bethaus ist die ehemalige St. Sophienkirche, der Stolz des byzantinischen Reichs, das Wunderwerk der morgenländischen Baukunst. Wenn man jedoch den Tempel betritt, inmitten desselben stillsteht und den bisher gefassten Blick aufwärts richtet, so erstarrt man vor Bewunderung — der Himmel ist über uns! Ja, diese majestätische Kuppel, die dem Anschein nach ohne Stütze über uns hängt und deren Massenhaftigkeit den menschlichen Geist niederbeugen würde, wenn sie ihn nicht mit freudigem Staunen erfüllte, kann nur mit dem Himmel verglichen werden, und es ist sichtbar, daß der Künstler hier keinem anderen Muster nachahmte, als dem Himmel selbst. Das Wort Justinian's: „O Salomo, ich habe Dich übertroffen!“ wird uns beim Anblick dieses Tempels verständlich: wir begreifen diesen menschlichen Hochmuth bei einer Handlung der christlichen Frömmigkeit und Demuth und verargen es ihm nicht länger, daß er die Schätze seines Reichs auf den Bau der heiligen Sophia verschwendete. Er hat ein würdiges Monument hinterlassen! — Und welche Nation rühmt sich nicht eines Denkmals, das sie dem Ruhme Gottes errichtet zu haben glaubt! Venedig hat seinen San Marco, Rom seine Peterkirche, London seinen St. Paul's, Paris seine Notre-Dame, Wien seine Stephanskirche und Petersburg baut an seinem Isaakstempel. Es sind dies die Monumental-Chroniken des menschlichen Glaubens und der menschlichen Hoffnungen.

Konstantin der Große hatte schon eine St. Sophienkirche gegründet, die aber von Feuerbränden und Erdbeben zerstört wurde. Von neuem erbaut, ward sie von neuem in einem Aufruhr unter der Regierung Justinian's niedergebrannt, bis dieser Kaiser sie endlich in derselben Gestalt herstellte, in der wir sie jetzt sehen. Anthemius aus Lydien entwarf den Plan des Tempels, Isidor von Milet war der Baumeister. Der Hauptgedanke des Künstlers war, keine Nachahmung, sondern eine eigene Schöpfung hervorzu-bringen. Die Kuppel des Pantheons konnte ihm hier nicht zum Muster dienen, wie Manche ohne Grund behauptet haben. Anthemius bedeckte seinen Tempel mit einer sphärischen Kuppel, die auf vier Halbklumpeln ruht, so daß die Stützen fast unbemerkt bleiben und die Kuppel in der Luft zu schweben scheint. So leicht ist sie, schreibt Prokop, daß man glauben möchte, sie wäre mit Ketten an den Himmel befestigt. — Dem Anthemius gebührt die Ehre, die sphärische Form der Kuppel zuerst auf viereckige Gebäude angewendet zu haben; die Sophienkirche diente in dieser Beziehung als Vorbild des St. Markus in Venedig und anderer italienischen Tempel, und auch die Türken richteten sich beim Bau ihrer Moscheen stets nach diesem Muster.

Die Lage der Kirche von Westen nach Osten trug nicht wenig dazu bei, ihre Umwandlung in ein muhammedanisches Gotteshaus zu erleichtern, da der Mirab oder die Erhöhung, worauf der Imam während des Gebetes steht, bekanntlich eine östliche Richtung haben muß, und das Gebäude hat daher in seiner inneren Einrichtung keine bedeutende Veränderung erlitten. Die Reihe von Porphy-, Jaspis- und Marmorsäulen, die aus allen Enden der Welt herbeigebracht, dem Tempel der Diana in Ephesus, dem Sonnentempel Aurelian's entrisen wurden, erhebt sich noch immer in ihrer früheren Pracht, obwohl die Verschiedenartigkeit ihrer Kapitäle die Harmonie des Ganzen etwas stört. Der herrliche, mit Mosaikarbeit ausgelegte Marmorboden ist, wie es in den türkischen Moscheen gebräuchlich, mit Teppichen und Matten bedeckt und daher vollkommen gut erhalten. An den Seiten der Kirche befinden sich zwei Gallerieen, die auf Porphy- und Serpentinpfeilern von seltener Schönheit ruhen; es ist dieses das ehemalige Gynäkikon, wo die Frauen nach griechischer Sitte während des Gottesdienstes abgesondert von den Männern ständen. In die Kirche führen neun, mit kostbarem weißen Marmor eingefasste Thore aus Erz, und das Licht strömt durch vierundzwanzig Fenster herein, die nicht, wie gewöhnlich in der Mitte, sondern an den Seiten der Kuppel angebracht sind. So weit bietet St. Sophia noch denselben Anblick dar, wie zur Zeit der byzantinischen Kaiser, aber wie hat sich alles Uebrige verändert, wo

ist die Pracht der Schreine und Altäre, deren Reichthümer auf 25 Millionen Thaler geschätzt wurden? An ihrer Stelle erhebt sich der Divan des Sultans und das Kofseum des Imams, und eine endlose Menge kleiner, verschiedenfarbiger Lampen zieht sich wie ein Reg die ganze Länge und Breite des Tempels entlang. Wenn sie angezündet werden, mögen diese Lampen einen guten Eindruck machen, aber bei Tage versperrten sie die Aussicht und haben überhaupt ein kümmerliches Ansehen. Von den früheren Mosaikgebilden der Heiligen sind durch einen sonderbaren Zufall nur die zwei Evangelisten an der östlichen Seite der Kuppel übrig geblieben, gleich zwei Wächtern, die das erste christliche Gotteshaus auch in seinem Unglück nicht verlassen und den Augenblick erwarten, wo das Gebet des Christen von neuem innerhalb seiner alterthümlichen Ringmauern erschalle.

Die beiden merkwürdigsten Epochen in der Geschichte dieser Basilika liegen fast ein Jahrtausend aus einander. Sie wurde zweimal eingeweiht: zuerst im Namen der heiligen Sophia, das zweite Mal in dem des Propheten der Muselmänner. Der Bau eines Tempels, der zu den Weltwundern gehören und alles bisher Bekannte an Pracht und Größe übertreffen sollte, war für Justinian ein Gedanke, der seiner Eitelkeit in so hohem Grade schmeichelte, daß er keine Mittel zur Verwirklichung desselben scheute; alle Thätigkeit seines Geistes, alle Kräfte seines Landes wurden dazu angewendet. Als ihm Geld fehlte, kürzte er den Beamten ihren Sold, schrieb neue Steuern aus, nahm die silberne Bildsäule des Theodosius von ihrem Gestell und ersetzte sie durch eine von Erz, die freilich nicht mehr den Theodosius, sondern ihn selbst darstellte, benutzte die bleiernen Wasserrohren der Stadt zur Bedeckung der Kuppel und ersetzte sie durch backsteinerne, die noch heutzutage existiren, beraubte andere Städte ihrer Kleinodien, um seine Kirche damit zu schmücken — führte die schönsten Säulen aus Rom, Athen und Ephesus weg, ließ rothen Marmor aus Sinas, grünen aus Lakonien, grauen aus Libyen, weißen von den Ufern des Bosporus und Granit aus Thessalien, Epirus und Aegypten kommen, Alles zur Verschönerung des St. Sophien-Tempels. Zehntausend Menschen arbeiteten an dem Bau, und doch schien es dem ungeduldigen Justinian, daß er zu langsam vorwärts gehe. Endlich war das große Werk vollendet. Am 27. Dezember 537 hielt der Patriarch Mennos eine feierliche Prozession um die Kirche, im kaiserlichen Wagen fahrend, während Justinian demüthig voran ging; Hunderttausende von Zuschauern lobten Gott und neigten das Knie vor einem seiner würdigen Tempel, voll Bewunderung für das Werk und für dessen Urheber. . . . Neun Jahrhunderte zogen seitdem an ihm vorüber, und noch immer stand er, zwar von den Elementen und von den Revolutionen der Zeit erschüttert, aber stets sorgfältig erneuert und restaurirt. Da fiel Konstantinopel: die Türken ergossen sich gleich verwüstenden Fluth in die Hauptstadt Griechenlands; es gab keine Gräuel, die sie nicht verübten. Die zitternden Christen flohen zum Tempel der heiligen Sophia, ihrem einzigen Zufluchtsort in jenen Tagen der Angst. Aber in den Tagen ihres Glückes hatten sie Gott vergessen — ihre Verirrungen und ihre Laster hatten die Welt mit Staunen erfüllt, und Gott verwarf sie in ihrem Unglück oder sandte ihnen eine lange, bittere Prüfung. Vergebens hofften sie auf ein Wunder. Es ging die Sage, daß ein Engel mit einem Schwerte bewaffnet von der Standsäule Konstantin's des Großen niedersteigen und das Schwert einem an ihrem Fuße sitzenden Mann von geringer Herkunft, aber großer Seele und frommem Wandel reichen werde — daß dieser berufen sey, die Türken nicht nur aus Konstantinopel, sondern aus ganz Kleinasien zu vertreiben; aber der Engel erschien nicht, und wenn er auch wirklich erschienen wäre, so hätte er kaum einen des Rächeramtes Würdigen gefunden. Das Wunder blieb aus; die Thüren flogen aus ihren Angeln, und die Türken drangen in das Innere der Kirche. Ein schonungsloses Gemetzel erfolgte; Greise, Männer und Kinder wurden hingewürgt; nur die Schönheit der Frauen und Knaben rettete ihnen das Leben oder gab vielmehr Anlaß, ihre Qualen zu verlängern; das schon vergossene Blut erweckte den Durst nach neuem Blutvergießen — die Altäre wurden entweiht, ihre Schätze geplündert, aber nicht alle fortgetragen. Endlich, am Mittag des 29. Mai 1453, hielt der Sieger seinen feierlichen Einzug in die Stadt, von seinen Wesiren, Pascha's und Kriegsbefehlshabern umringt. Am Thore der Sophienkirche stieg er ab und trat in den Tempel ein, um dort die Herrschaft über Konstantinopel zu empfangen. Der Tradition zufolge, tauchte Mohammed seine Hand in das Blut, welches nicht in Pfützen, sondern in Bächen über den Marmorboden strömte, stieg auf die haufenweise über einander gehürmten Leichen und legte seine blutige Hand zehn Ellen hoch an die Mauer, als Zeichen, daß er die Kirche und die Stadt, deren kostbarster Schatz sie war, in Besitz nehme. Noch heute zeigt man dieses blu-

\*) Nach dem Russischen des bekannten Reisenden Kowalewski, Verfasser des in diesen Blättern mehrmals erwähnten Strauswotwel pa suschl i morám.



tige Merkmal nicht weit von dem ehemaligen Kaiserthore, rechter Hand von dem Eingang; doch stimmt diese Erzählung nicht ganz mit der Geschichte überein. Beim Anblick der Pracht und des Reichthums, der den Klauen der plünderungsfüchtigen Eroberer noch entgangen war, konnte der Sultan seine Bewunderung nicht unterdrücken; die hundert und sieben Marmorsäulen, meistens von unschätzbarem Werth, die Mosaikgemälde von farbigem Glas, welche die Evangelisten, die Apostel, die Mutter Gottes und den Herrn Zebaoth darstellten, und das prächtige Kaiserthor fesselten vor Allem seinen Blick. Er machte die Runde um die Gallerieen, und als er einen Soldaten bemerkte, der ein Stück Mosaik abhieb, schlug er ihn mit der flachen Klinge; schon war ihm die Beute werth, auf die er seine schwere Hand gelegt hatte. Nach Besichtigung des Gebäudes ließ der Sultan den ihn begleitenden Muezzin die Gläubigen zum Gebet rufen. „Es ist kein Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet!“ ertönte zum erstenmal im Tempel der Christen. Der Sultan bestieg den Altar und verrichtete seine Andacht. So geschah die Verwandlung der ersten christlichen Basilika in eine Moschee, wo jetzt schon seit vier Jahrhunderten der Name des Propheten gepriesen und die Vereinerung Konstantinopels mit dem türkischen Reiche gefeiert wird.

Der Verräther Notaras stand zur Seite des Hadischa's, der die Frage an ihn richtete, was aus dem Kaiser geworden sey — ob er sich auf das kleine gezeichnete Geschwader gerettet habe, dem es gelungen war, das offene Meer zu erreichen. Aber Konstantin Paläologos hatte durch einen rühmlichen und würdevollen Tod die unwürdige Reihe der letzten byzantinischen Herrscher geschlossen; er fiel im heißesten Kampf unter den Säbeln der Janitscharen. Der Sultan ließ die Leiche auffuchen, welche man bald an der purpurnen, mit goldenen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannte. Man hieb ihr den Kopf ab und legte ihn zu den Füßen des Siegers, der Befehl gab, ihn öffentlich auf dem Augusteum dem Volke zu zeigen. Auf diesem Plage stand einst die kolossale silberne Bildsäule des Theodosius, deren Schicksal wir schon erwähnt haben; Justinian hatte eine von Erz an deren Statt gesetzt, die ihn selbst zu Pferde darstellte, in der linken Hand eine Weltkugel, mit der rechten nach Osten zeigend, als Symbol seiner Herrschaft über diesen Erdtheil. Das Haupt des Kaisers wurde dem Pferde dieser Statue unter die Füße geworfen . . .

Wir erstiegen noch einmal die Gallerie, trotz der mißvergnügten Miene unseres türkischen Führers, ohne welchen und ohne einen besonderen German kein Ungläubiger dieses Heiligthum betreten darf. Auf das Geländer gestützt, ließ ich die Augen noch einmal über den Tempel schweifen und vertiefte mich in die traurigen Erinnerungen, welche dieses Schauspiel vergangener Größe und Herrlichkeit dem Christen darbietet.

## England.

### Die englischen Universitäten und Studirenden.

(Schluß.)

Jährlich werden aus den Fellows zwei Beamten mit dem Titel Proctors, und zwei andere, welche Proproctors heißen, gewählt, deren Beruf es ist, über die Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung auf der Universität zu wachen. Einer dieser Beamten macht in Begleitung zweier Polizeidiener, die den Spitznamen „Bulldogs“ führen, die Runde durch die Stadt und Nachbarschaft und fordert von jedem Studenten, den sie entweder angetrunken oder in sonstiger Unordnung auf der Straße antreffen, die Angabe seines Namens und des Kollegs, zu dem er gehört, während sie ihn zugleich auf den nächsten Morgen vor sich laden. Die „Bulldogs“ sind thätige Leute und gut auf den Beinen, damit sie Jedem, der beim Anblick des Proctors sich aus dem Staube machen möchte, die Flucht abschneiden können. Der häufigste Grund, weswegen die Studenten durch die Proctors „abgefaßt“ werden, ist, daß sie oft ohne ihre akademische Kleidung (gown) ausgehen, was die Universitäts-gesetze durchaus verbieten. Die Proctors halten jedoch auf die Beachtung jenes Verbots meistens nur nach Eintritt der Dämmerung. Die Strafe, welche für die Uebertretung desselben verhängt wird, ist eine Geldbuße im Betrage von 2 Thlr. 10 Sgr. Der große Nutzen, den dieses Gesetz mit sich bringt, besteht darin, daß die Proctors an der Mäße und der Robe den Studenten sogleich von einem Stadtbewohner unterscheiden können: übrigens mag auch sonst noch das Gute darin liegen, daß diese besondere Kleidung den Studenten einen gewissen esprit du corps verleiht und sie auch in äußerer Rücksicht vor Zerfälligkeit bewahrt.

Wir müssen hier auch der Kämpfe und Reibungen erwähnen, die in Cambridge zwischen den Studenten und den „Stadtleuten“ (townspeople) stattfinden. Bekanntlich ist der 3. November ein großer Freudentag in England, weil an demselben einst die Lords und Gemeinen der Gefahr, unter der Regierung Jakob's I. durch die Pulververchwörung in die Luft gesprengt zu werden, entgangen sind. Nun sind zwar die Vorkellungen von der angenehmen Art, einen Festtag zu feiern, sehr verschieden, aber die Ansicht, welche die Bewohner von Cambridge in dieser Rücksicht haben, gehört denn doch zu der eigentümlichsten in ihrer Art. Es ist nämlich in dieser Stadt Sitte, daß der 3. November durch einen ernstlichen Kampf zwischen den Studenten und Stadtleuten verherrlicht werde (town- and gown fights). Am Abend dieses Tages begeben sich die Studenten in kleinen Haufen auf die Straße, wo sie mit ziemlich bedeutenden Haufen von Bürgern zusammentreffen und alsbald den Kampf

beginnen. Die Häuser und Stöße werden nach allen Richtungen hin in Bewegung gesetzt, und die Schlacht wogt hin und her, indem bald die eine, bald die andere Partei in Vortheil kommt, bis die Proctors und Polizisten endlich eine Art von bewaffneter Intervention bilden und den Frieden wieder herstellen. Besonders eine Strafe, genannt „die blühende Rose“, wird wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Engpaß von Thermopylä zum Schlachtfeld ausersehen, weshalb man denn auch in ihr an diesen und anderen Tagen manch blauegeschlagenes Auge und blutenden Kopf sehen kann. Im Jahre 1833 gab es jedoch in Cambridge einen Kampf ernsterer Art. Es war nämlich ein Aufstand in der Stadt ausgebrochen, der sich darin kund gab, daß der Pöbel einige öffentliche Gebäude angriff und in Flammen zu setzen versuchte. Unglücklicherweise war kein Militär in der Stadt anwesend, weshalb der Vicelkanzler die verschiedenen Kollegien entbieten ließ, so viel Studenten als möglich zu versammeln und gegen die Aufrührer zu führen. In dem Trinity-Kolleg brachen die Studirenden von der Mittags-Tafel, an der sie gerade saßen, auf, bewaffneten sich mit Keulen und Knotenstöcken und marschirten darauf 2—300 Mann hoch in geschlossenen Haufen gegen den Pöbel, dessen Zahl sich ungefähr auf 2—3000 Menschen belief. Der Kampf dauerte etwa eine Stunde, nach deren Verlauf die Straßen gesäubert und in den Händen der Studirenden waren. Einige von ihnen waren jedoch stark verwundet und Einer sogar unglücklicherweise getödtet. Im vorigen Jahr hatten einige zufällige Ereignisse die Eifersucht und den Haß zwischen den Studenten und den Polizisten in einem Grade erregt, daß, als es zum Kampf zwischen ihnen kam, dieser nicht weniger als 3 Tage dauerte, was an die 3 glorreichen Julitage erinnerte.

### 5. Vergnügungen der Studenten.

An Vergnügungen aller Art haben die Studirenden keinen Mangel; die vorzüglichsten bestehen im Reiten, Fahren, Jagen, Ball- und Billardspielen; sehr beliebt sind auch die Vergnügungsfahrten zu Wasser. Viele der Cambridgeer Studenten besitzen eigene Pferde, die sie in passender Jahreszeit zur Fuchsjagd besteigen, mit der sie sich zuweilen mehrere Tage beschäftigen. Auch giebt es ungefähr 5—6 englische Meilen um Cambridge eine gute Schnepfenjagd, die von ihnen fleißig benutzt wird. Das Ballspiel wird gleichfalls in Cambridge viel getrieben, weil es viel Aufmerksamkeit und Beweglichkeit erfordert. Aber das allgemeinste Vergnügen gewähren die im Sommer angestellten Luftfahrten zu Rahne. Jedes Kolleg hat seinen Fahrklub (boating club), die zwei größten, das Trinity- und St. John-Kolleg, besitzen deren sogar mehrere, so daß im Ganzen gegen 26 Klubs auf der Universität sich befinden. Jeder Klub besitzt einen oder zwei lange Rähne, ungefähr 36 Fuß lang und 4½ breit, für 8 Ruderer eingerichtet, weshalb sie auch „Achterboote“ genannt werden. Die Bemannung besteht aus den 8 Ruderern und einem Steuermann, und die Schnelligkeit ihrer Fahrt beträgt ungefähr 7—10 englische Meilen in der Stunde. Im Sommer werden auch zwischen den Booten der verschiedenen Kollegien Wettfahrten (boat races) angestellt, bei denen die größtmögliche Eifersucht und der lebendigste Ehrgeiz herrscht. Da in jedem Boot sich neun Mann befinden und zu einer Wettfahrt gewöhnlich über 20 Boote versammelt sind, so beträgt die ganze Anzahl der Studenten, die sich in einen solchen feindlichen Kampf einzulassen pflegen, über 200 Mann, aber eine noch weit größere Menge befindet sich gewöhnlich am Tage nach den Wettfahrten in den Booten. Auch ist die vom Ufer aus der Fahrt zuschauende Menge nicht unbeträchtlich; theils zu Fuß, theils zu Pferde, auch in einspännigen Wagen begleiten diese Zuschauer unter großem Jubel, Beifallsrufen und Freudenschüssen die Wettfabrenden bis zu ihrem Ziel. Und nicht bloß auf die Studenten beschränkt sich dieser Enthusiasmus für die Ehre der Bootklubs der Kollegien: nicht selten sieht man auch die Inspektoren und Professoren zu Pferde am Ufer des Flusses, um die Wettfahrt mit anzusehen, obgleich ihre Würde es ihnen nicht gestattet, thätige Teilnehmer derselben zu werden. Diese Wettfahrten gewähren einen sehr lebendigen und wahrhaft erquicklichen Anblick: die 26 Boote sind in Reihe und Glied aufgestellt, geziert mit Bimpeln und Fahnen, die Mannschaften nach echter Seemannsart in bunten Hemden und kleinen Strohhüten. Dabei ertönt von den Zuschauern auf den Deichen ein helles Freudengeschrei. Alles drängt sich an dem Ufer, das mit Fußgängern, Reitern und Wagen bedeckt ist, um den Zeitpunkt der Abfahrt nicht zu versäumen. Wer zum ersten Male einer solchen Wettfahrt beizuwohnt, muß glauben, daß es die wichtigste Angelegenheit der Universität sey, gute Bootleute und Matrosen zu bilden.

Sehr beliebt sind zu Cambridge auch gemeinschaftliche Mahlzeiten, deren es zu jeder Tageszeit und von der verschiedensten Art giebt. Gegen 10 Uhr Morgens versammelt sich ein Duzend Studenten in den Zimmern eines von ihnen zu einem regelmäßigen englischen Frühstück, das einen sehr anziehenden Anblick darbietet. Ein halb Duzend Schüsseln, bedeckt mit warmen und kalten Speisen, bestehend aus den üblichen Braten, Schinken, Junge, Ferkelfleisch, Kaffee, Eee, Eiern und „Toast“, laden zum fröhlichen Imbis ein. Nachdem der Hunger gestillt ist, werden gemeinlich Cigarren umhergereicht und eine große Bowle, enthaltend einen köstlichen kalten Punsch, „Cup“ genannt, aufgetragen. Auf diese Art wird der Vormittag zugebracht, bis um 1 oder 2 Uhr die Einen spazieren gehen, die Anderen sich zu ihren Booten begeben, noch Andere sich am Billard versammeln, bis die vierte Stunde sie wieder um den Mittagstisch versammelt. Die reicheren Studenten geben auch oft in ihren eigenen Zimmern Mittagsmahlzeiten, bei denen der Wein in Ueberflus vorhanden ist und das Knallen der Champagner-Pfropfen ein regelmäßiges Klein-Gewehrfeuer unterhält, bis der Nachtschiff dieses edle Getränk durch Claret und Portwein ersetzt. Fast noch häufiger sind Abendmahlzeiten. Sie beginnen gewöhnlich um 9 Uhr und dauern bis gegen 1 oder 2 Uhr Morgens. Das Hauptge-

\*) In der Einleitung dieses Artikels (Nr. 12) ist statt: „Peter House gründete im J. 1265“ zu lesen: Peter House, gegründet im J. 1265.



tränk während derselben ist Punsch, und zwar in den verschiedensten Arten, als Brammweinpunsch, Rumpunsch, Milchpunsch, Kardinalpunsch u. Coaste werden ausgebracht, verschiedene Lieder gesungen und Reden gehalten, bis die Gesellschaft zur Ueberzeugung kommt, daß es besser ist, wenn Jeder in seinem Bett läge, wozu denn auch bald Einer dem Anderen behülflich ist.

Diese drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit werden meistens nur von denjenigen jungen Leuten besucht, welche in Cambridge bloß einen Vergnügungsort sehen, an dem das Studiren nur als Nebensache zu betrachten sey. Aber auch die ihren Studien in ernstester Weise obliegenden Studenten versagen sich nicht das Vergnügen, einer Mahlzeit beizuwohnen, die den Namen wine party führt und unmittelbar nach dem Mittagstisch in dem Kollegienaal stattfindet. Es versammelt sich dann eine kleine Gesellschaft auf dem Zimmer eines Kommilitonen, wo sie einen erlesenen Nachtisch und eine große Batterie voller Weinflaschen finden. Hier läßt man sich dann um einen großen Tisch nieder und knüpft ein Gespräch über die politischen Zustände des Landes oder der Universität an, was ungefähr 1—2 Stunden dauert, bis der Kaffee servirt wird, nach welchem sie entweder in die Abendandacht oder auf ihre Zimmer gehen, um zu studiren.

Trotz dieser Vorliebe für die materiellen Genüsse und der vielen Gelegenheiten, sie zu befriedigen, kann man doch die Cambridger Studenten nicht der eigentlichen Unmäßigkeit anklagen. Man kann allerdings nicht verlangen, daß eine frohliche Gesellschaft in demselben Zustande auseinandergeht, worin sich die einzelnen Mitglieder vorher befanden, oder worin sie sich befinden würden, wenn sie eine nüchterne Vorlesung mit angehört hätten, doch kommen Fälle von Erzessen aus Trunkenheit nicht allzuhäufig vor. Dagegen bieten solche Gesellschaften nicht selten Gelegenheit dar, um irgend einen muthwilligen oder wipigen Streich auszuführen, der sich dann gewöhnlich gegen die Dons richtet. Eines Morgens, als die Dons des Trinity-Kollegs aufstanden, waren sie nicht wenig erstaunt, die vier Statuen, welche das Dach der Kolleg-Bibliothek zierten, mit Kollegienkleidern aufgezupft zu finden. Es war das Werk eines Studenten, der sich später einen europäischen Namen erworben, nämlich Lord Byron, der sich damals in dem Trinity-Kolleg befand.

Wir müssen unter den Vergnügungen der Cambridger Studenten auch den großen Diskussions-Klub erwähnen, der die Union heißt. Die Anzahl seiner Mitglieder beläuft sich auf einige hundert, und seine Haupttendenz besteht darin, den Studirenden Gelegenheit zum öffentlichen freien Sprechen zu geben, so daß er eine Art von Pflanzschule für die beiden Häuser des Parlaments bildet. Er besitzt auch ein großes Lesezimmer und eine Bibliothek. Man kann über den Maßstab, nach welchem dieses Lesezimmer eingerichtet ist, am besten urtheilen aus der Bemerkung, daß darin nicht weniger als acht Exemplare der Times, sechs der Morning-Chronicle und die übrigen Zeitungen und Reviews in demselben Verhältniß ausliegen. Aber die Debatten, welche jeden Dienstag Abend über irgend eine Frage aus der Literatur, der Geschichte oder der Politik gehalten werden, bilden doch den interessantesten Theil dieses Instituts, wiewohl die politischen Diskussionen, besonders wenn sie die Gegenstände betreffen, welche zu derselben Zeit im Parlamente verhandelt werden, geistreicher sind und eine größere Theilnahme erregen, als die über literarische Fragen.

Alle Formen und Gebräuche des Unterhauses findet man in dieser Gesellschaft wieder, was insofern von großem Vortheil ist, als dadurch die jungen Leute, wenn sie in das öffentliche politische Leben als Parlaments-Mitglieder eintreten, schon gewissermaßen auf ihren Beruf vorbereitet sind. Wichtiger noch wirkt dies Institut dadurch, daß es den jungen Leuten Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit, vor einer großen Versammlung zu sprechen, einflößt, da es nicht selten ist, daß, wenn ein interessanter Gegenstand vorliegt, die Versammlung aus zweihundertfünfzig bis dreihundert Mitgliedern besteht. In der That hat das Parlament schon großen Nutzen von dieser Gesellschaft gezogen, wie denn z. B. die Meisten von den Mitgliedern desselben, welche jene kleine Partei unter dem Namen Jung-England bilden, sich in der Union befunden hatten, wie Lord John Manners, Alexander Hope, Lord Elche, Mr. Sumptie und Mr. Christie. Letzterer war einer der größten Sprecher in der Union.

Sobald die Union gegründet worden war, gegen das Jahr 1814, fürchteten die Behörden der Universität, daß die völlig zwanglosen Diskussionen über öffentliche Beamte und deren Maßregeln zu großen Mißbräuchen Anlaß geben könnten, weshalb sie die Unterdrückung der Gesellschaft beschloßen. In Folge dessen begaben sich die beiden Proctors eines Abends während der Debatte in das Lokal der Versammlung und forderten die letztere auf, sich aufzulösen. Der damalige Präsident der Gesellschaft, welcher jetzt Meister des Trinity-Kollegs ist, Bhowell, antwortete den Proctors mit der vollkommensten Ruhe und in der würdigsten Weise, daß, „wenn sie das Lokal verlassen wollten, die Gesellschaft ihren Vorschlag in Ueberlegung ziehen werde.“ Die Proctors waren klug genug, diesem Begehren zu willfahren, worauf die Gesellschaft sich unverzüglich in aller Ruhe selbst auflöste. Kurze Zeit darauf ward sie jedoch von neuem begründet, aber mit der Bestimmung, Gegenstände aus der neueren Politik von der Diskussion auszuschließen; eine Bestimmung, die entweder bald darauf wieder aufgehoben wurde, oder so in Vergessenheit gerieth, daß jetzt die neuere Politik das vorzüglichste Bild für die Debatten der Union abgiebt.

###### 6. Vergleichung der Universitäten Cambridge und Oxford.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß in Rücksicht auf die disciplinaren und legislativen Einrichtungen kein wesentlicher Unterschied zwischen den Universitäten von Cambridge und Oxford existirt. Was ihre sonstige

Verschiedenheit betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf folgende Hauptpunkte. Zunächst ist die politische Gesinnung der Studenten in Cambridge weit liberaler, als derer zu Oxford, weil unter den Letzteren ein starrer Toryismus herrscht. In wissenschaftlicher Beziehung ferner wird zu Cambridge mehr Mathematik getrieben, dagegen weniger Theologie; in disciplinärer Rücksicht wird zu Oxford strenger auf den Besuch der Vorlesungen gehalten: beide Universitäten aber verdienen darin großen Dank, daß jede von ihnen eine lange Reihe berühmter Männer aufzuweisen hat, die dort ihre Studien vollendet haben; und wenn hierin keine der anderen bedeutend nachsteht, so ist es doch auffallend, daß fast sämtliche große Dichter Englands zu Cambridge studirt haben, wie Spencer, Ben Jonson, Beaumont, Cowley, Milton, Samuel Butler, Dryden, Prior, Gray, Wordsworth, Byron, Tennyson, wogegen Oxford Gower, Wither, Massinger, Driway, Young, Collins, Southey und Shelley gehabt hat. Chaucer aber, der große Vater der englischen Literatur, war auf beiden Universitäten.

###### Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Don Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

Wir heben diese beiden historischen Skizzen nicht darum aus dem „Literarhistorischen Taschenbuch für 1847 von R. E. Prutz“ heraus, weil es die besten, sondern nur weil es die einzigen Stücke sind, die, da sie Objekte der ausländischen Literatur behandeln, mit Recht zur Besprechung in diesen Blättern gezogen werden können. Um jedoch den Leser der letzteren mit dem übrigen Inhalt des erwähnten Taschenbuchs im Allgemeinen bekannt zu machen, so wollen wir, ehe wir auf jene beiden Stücke genauer eingehen, wenigstens die Titel der übrigen darin enthaltenen Abhandlungen anführen. Den Reigen derselben eröffnet die Bielen unserer Leser aus einer im Winter des verflohenen Jahres in der Sing-Akademie gehaltenen Vorlesung bekannte Charakteristik „Anton Reiser's“ oder, was dasselbe ist, des Verfassers dieser Biographie, Moritz; eine Charakteristik, deren innere Vortrefflichkeit und anziehende Darstellungsweise eines Verfassers wie B. Alexis ganz würdig ist. Es folgt sodann eine nicht minder treffliche, jedoch in einer durch den Gegenstand bedingten größeren Wissenschaftlichkeit der Form auftretende Abhandlung „über die Geschichtschreibung der Griechen“, von der indes vorläufig nur die erste Abtheilung: „die Logographen und Herodot“ abgedruckt ist. Das dritte Stück giebt uns eine literarhistorische Uebersicht des Lebens und Wirkens der „Berliner Monatschrift von Gedike und Diester. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus von E. Meyen“, die in mehrfacher Beziehung eine interessante Episode in der bekanntlich von Herrn Prutz selbst bearbeiteten Geschichte der deutschen Journal-Literatur genannt werden muß, andererseits aber auch sehr lehrreich ist, indem der Verfasser es verstanden hat, an die in jener Monatschrift behandelten, aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart gegriffenen Gegenstände anzuknüpfen und auf diese für uns allerdings nur noch in den Resultaten existierende Gegenwart einen theils prüfenden, theils charakterisirenden Blick zu werfen.

Es folgt nunmehr die Biographie „Don Diego Hurtado de Mendoza's“, für welche der Verf., Karl Stahl, wie er selbst erwähnt, zwei über denselben Gegenstand ersichene Berichte bei Bouterweck und bei Friedr. von Schad verglichen hat. v. Schad's, die Geschichte der spanischen dramatischen Poesie behandelndes, in diesen Blättern (Nr. 87 des Mag. von 1846) bereits ausführlich besprochenes Werk ist die bedeutendste Leistung auf diesem Felde: er hat seinen Gegenstand mit solchem Fleiße, solcher Genauigkeit und dabei mit so viel Geist und feiner Form behandelt, daß man sich hier mit Freude nur anerkennend, nur lernend zu verhalten hat. Beide übrigens, Schad wie Bouterweck, kommen in ihrer Darstellung auf denselben Punkt, Beide haben ein Interesse, ihn zu erörtern; dennoch gehen sie in eigenthümlichen Unterschieden aus einander. Hören wir Bouterweck zuerst:

Derselbe geht in der Einleitung zu dem zweiten Buche seines bekannten Werks (erschienen 1804), das die ersten Jahrzehnte des 16ten bis zur Hälfte des 17ten Jahrhunderts umfassen soll, aus von der politischen Vereinigung Aragoniens und Castiliens durch Ferdinand und Isabella. Erst nachdem beide Monarchien, nach dem Tode Ferdinand's (1516), zusammengeschmolzen, kommt geistiger Zusammenhang, geistige Einheit in diesen seiner Naturbestimmung nach continentalen Theil Europa's; Spanien fängt an, ein Staat zu werden. Für Castilien wird ritterlicher Sinn, frische Thatenlust und Jugend, für Aragonien als Moment und sich mischende That Industrie und bürgerliche Gelegmäßigkeit angegeben. Mit der Vermählung des Herrscherpaars vereinigt sich, wenngleich in nicht völlig entsprechender Stellung in den Ländergebieten, ein weibliches und ein männliches Element. Doch hat der neue Staat den mittelalterlichen Mangel an Zusammenhang mit dem übrigen gebildeten Europa noch erst zu überwinden: und Gonzalvo Fernandez de Cordova erobert Neapel 1504. Die dadurch hergestellte Verbindung mit Italien, über hundert Jahre dauernd, übte einen großen Einfluß auf Spanien und seine Literatur; die Schönheit der italienischen Dichtungsformen geht aus dem kurzen Kampfe mit den Vertretern der abstrakten Nationalität, an deren Spitze der fanatische Cristoval de Castillejo in Satiren „contra los Petrarquistas“ eifert und die poetischen Neuerungen gehässig, aber unter einem Karl V. vergeblich mit den „novedades“ vergleicht, die dormalen Luther auf dem Gebiet des Glaubens eingeführt habe, siegreich hervor und hilft den



Durchbruch der Literatur durch die Antike erleichtern. Die Mauren waren 1492 erlegen: damit hörten auch die Jęgris und Abencerragen auf besungen zu werden. Die Nation war im höchsten Grade orthodox, und diese Sinnesweise ward in der von Ferdinand und Isabella (los reyes catolicos) gestifteten Inquisition benützt, die absolute Königsmacht zu heben und die ständischen Freiheiten zu vernichten. Ohne weiter die Zeit Karl's von der seines Nachfolgers Philipp II. in dieser Beziehung zu scheiden, fast Bouterweck das Ganze zusammen und geht zu der Behauptung fort, wie sich der Geist der Nation mit dem furchtbaren Institute der Inquisition ganz in Einklang befunden habe, während dasselbe in ganz Deutschland, in den Niederlanden, ja fast im ganzen übrigen Europa gefürchtet und verabscheut sey. Das Volk, heißt es, sey einverstanden gewesen mit dem Hass, mit der Vernichtung der Kęgerei: ja, während Alba in den Niederlanden das Beil schwenkte, dichtete Cervantes den Don Quijote, dichtete Lope, bei der Inquisition selbst angestellt, seine Komödien. Aus diesem Einsęyn der Glaubenswuth mit dem Rationalleben sey dann die ungehörte Heiterkeit des Volks und seiner Dichter entsprungen. Da Kirche und absolutistische Diplomatie die Nation von der ohnehin etwas scholastisch-kirchlichen Philosophie ausschloß, so strömte aller Lebensgehalt geistiger Kraft, welcher der Inquisition widerstand, in die Poesie ein, und diese ward die Seele der Literatur. Der Spanier, der, von dem konsequenter Mechanismus der Inquisition beherrscht, seine politische und geistige Knechtung nicht gewahr ward, hielt sich noch immer für einen freien Mann. Es konnte deshalb hier auch keine Hopsodie, wie unter Ludwig XIV., aufkommen: die Könige Spaniens waren spärliche Gönner. Auch hat diese ganze Periode durch Akademien, etwa in italienischer Weise, keine sonderliche Förderung gewonnen: erst im achtzehnten Jahrhundert ward eine königliche Akademie der spanischen Sprache und Literatur gebildet. Die anderen Künste ruhten: das Drama war herrschend, blieb national, ward von Helden, Staatsmännern und Geistlichen gepflegt und gefördert und verschlang alle ästhetische Geistesrichtungen der Nation. So weit Bouterweck.

Dr. v. Schack beginnt den zweiten Theil seines genannten Werks mit einer schönen Darstellung von dem Glanze der spanischen Städte: er erzählt, was die Heldenmation in der Zeit von Isabella bis Philipp auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, im Kriege, in der Eroberung, im Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft sich erarbeitete. Doch lesen wir alsbald die traurige Thatsache, daß die geistige Herrlichkeit der Nation erst nach dem Verfall ihrer politischen Größe eintritt, das goldene Zeitalter der Literatur, besonders der Poesie, erst in die Zeit der drei Philippe fällt. Unabsehbare treffliche Werke, sagt er, liegen zwischen Cervantes und Calderon, ja er nimmt nicht Anstand, geradezu zu behaupten, daß die einzelnen schätzbaren Leistungen der früheren dagegen wenig bedeuteten. Von der Inquisition wird behauptet, daß sie durch die Permanenz und Stabilität ihrer Einrichtungen, so wie durch das Methodische ihres Verfahrens, den Kern der Nation vernichtet habe. Indeß gelang es ihr, der Reformation jeden Zugang zur Halbinsel abzuschneiden und das Land vor den Revolutionserzitterungen und blutigen Kriegen, wie sie in England und Frankreich wütheten, zu bewahren.

Hiermit hätten wir beide Zeugen gehört. Eine Kritik derselben würde ergiebig seyn. Beschränken wir uns indeß hier auf die Frage: Wie sieht es denn eigentlich mit der Sache? Sieht es nicht so aus, als sey die Blüthe der spanischen Literatur und Kunst ins Daseyn getreten durch die spanischen Pfaffen, und als sey sie ein Produkt der Inquisition? Die Wahrheit ist, daß die spanische Kunst sich trotz der Inquisition zum Daseyn verholpen hat. Fragt man aber, war die spanische Kunst und Literatur der drei Philippe wirklich das ganze naturgemäße Erzeugniß, wie es aus der Heldenzeit der politischen Kraft, welche diese Nation unter Karl V. äußerte, hervorgehen mußte — oder ist sie nicht vielmehr der aus diesem Boden zwar ausgeschossene, aber durch die Bigotterie der spanischen Katholizität angekränkelte Blütenbaum, so muß man das Letztere bejahen. Selbst Cervantes ist von diesem entnervenden Einfluß des Pfaffenthums nicht ganz frei geblieben. Man wage einmal den Gedanken, dem Cervantes ein gereinigteres und freieres Bewußtseyn unterzubringen; welche Schöpfungen hätte die Welt von einem Manne erwarten können, der trotzdem, daß er Spanier war, dennoch unter Philipp den Don Quijote dichten konnte! Nimmer läsen wir die Geschichte des scharfsinnigen Ritters, wenn die Zeit Karl's V. nicht noch nachgewirkt hätte. Aber wenn man nun nach der Lesung dieses Buches zu der Ueberzeugung kommt, daß es hier mit dem mittelalterlichen Geist ein Ende habe, so bewirkt die nähere Kenntniß seiner anderen Werke bald eine vollständige Enttäuschung. Auch in dem Vorbereitungsstücke des größten spanischen Dichters finden sich Blätter, zusammengeschrumpft von dem Eiseshauch des spanischen Pfaffenthums. Verstößt man aber bei Cervantes sich nur mit Zögern dazu, ein solches Urtheil auszusprechen, so schwindet für die anderen Größen dieser Epoche, für Calderon und für den bei der Inquisition angestellten Lope, jedes Bedenken. Die Literatur, die Poesie unter den drei Philippen bildet, noch mehr als ihre Geschichte, die eigentliche Tragödie der Nation, und aller Farbensglanz der epischen Romanzendichtung, alle „Sterne und Blumen“ des Calderon verschweigen nicht die Schwermuth über die gemüthliche Blüthe des Volksgeistes. Die Größe, welche die Literatur dennoch zeigt, verdankt sie den Elementen der vorangegangenen, freieren, größten Zeit unter Karl V., in der sich im vorbereitenden Verhältnis die versprechendsten Anfänge zeigten: Anfänge, stark und dauerhaft genug, um sich auch späterhin in der Weise jener gebrochenen Literaturblüthe nach fortzusetzen. Schon unter Isabella ward viel geschrieben, die Literatur wuchs in der üppig-

sten Fülle aus dem Boden der politischen Größe hervor, Spanien zählte schon zu Karl's Zeiten mehr Pressen als gegenwärtig. Es lassen sich aus der Haltung der kaiserlichen Theologen auf dem Konzilium zu Trient Züge anföhren, die von der Bigotterie und dem Fanatismus der Philippschen Zeit weit entfernt sind. Noch vor 1540 hatte Juan Baldez in seinem Buche „von der Wohlthat Christi“ die protestantische Lehre von der Rechtfertigung empfohlen: Männer wie Boscan und andere in der lyrischen Poesie, die Gelehrten in der klassischen Literatur: Arias Barbosa, Ruiz de Guzman Bires, Olivario, Montalvo der Rechtsgelehrte u. s. f. deuten auf die Literaturepoche, welche die Keime der größten und vielseitigsten Entfaltung in sich trug. Es ist die schöne Anfangszeit der Literatur unter Karl: der vornehmste und edelste Repräsentant dieser Epoche aber ist Diego Hurtado de Mendoza. — Bis hierher haben wir den Verfasser begleitet. Es folgt nun eine sehr vollständige und durch die vielen neuen Ansichten über den Standpunkt der spanischen Literatur- und Kulturverhältnisse unter Karl V. sehr lehrreiche Lebensbeschreibung des genannten Dichters, auf welche wir den Leser durch die oben im Auszuge mitgetheilte Einleitung hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben glauben. (Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

— Heil-Gymnastik. Herr Rothstein, Ober-Lieutenant der preussischen Artillerie, dessen Aufenthalt in Stockholm bei Herrn Professor Branting ich schon Nr. 116 des Magazins vom v. J. erwähnte, ist eben im Begriff, ein größeres Werk über das schwedische Turnwesen herauszugeben. Der Titel ist: „Die Gymnastik, nach dem Systeme des schwedischen Gymnasialrathen P. P. Ling, dargestellt von Hg. Rothstein. Berlin, bei Schröder, 1847.“ Der Herr Verfasser giebt zuerst den 3ten Abschnitt: „die Heil-Gymnastik“, welche Herr Branting vorzugsweise ausgebildet hat. Herr R. hat sich mit derselben sehr vertraut gemacht und führt merkwürdige Heilungen an, die ich allerdings in Stockholm von Augenzeugen selbst bekätigen gehört, und die ich in meinem früheren Aufsatz schon angeführt. Auf dem letzten Blatte theilt der Herr Verf. ein Fragment aus Ling's gymnastischer Bewegungslehre mit, welches des Meisters Grundsätze vom Keime an zu entwickeln sucht. Ich halte es für meine Pflicht, dieses Werk deutschen Schulmännern, Turnlehrern und Aerzten zur Prüfung zu empfehlen. 3—e.

— Englische Buchhändler-Speculationen. Auch in England giebt es Buchhändler, die alte Bücher mit neuen Titelblättern ausstatten und sie dann für ein anderes Werk oder doch wenigstens für eine neue Auflage, gedruckt in diesem Jahre, ausgeben. Auch in England läßt man von irgend einem Kompilator aus zehn Büchern, die bereits über einen Gegenstand vorhanden sind, ein erstes zusammenstellen, das keinen eigenen Gedanken, ja kein einziges originales Wort enthält, aber gleichwohl mit irgend einem berühmten (oder doch dem berühmten nachgebildeten) Verfasser-Namen auf dem Titelblatte prangt. Das Londoner Athenaeum beginnt jetzt, diese Speculationen zu enthüllen, die, wenn sie auch verwerflich genug sind, doch noch lange nicht den Charakter jener wahrhaft großartigen Fabrik-Industrie haben, mit der sie von einigen bekannten Binfelfirmen in Deutschland betrieben werden. Ganz besonders thut sich darin die Firma Shoberl in London hervor, die unter Anderem vor einigen Jahren „Campbell's Leben Friedrich's des Großen“ herausgab, von welchem jetzt nachgewiesen wird, daß der verstorbene Thomas Campbell nicht eine einzige Zeile davon geschrieben, und daß das Ganze eine von Herrn Shoberl selbst veranstaltete Compilation sey. Nicht minder ist Herr Shoberl bisher vergebens aufgefordert worden, anzugeben, aus welcher Quelle die bei ihm erschienenen „Bonaparte Letters“ gestoffen seyen, und wo sich die Originale dieser Bonapartischen Korrespondenz befänden. Herr Shoberl hat sich hinter die Angabe geschüchelt, daß der „Gentleman“, welcher diese Briefe herausgegeben, sich gegenwärtig auf dem Kontinent befände und er daher die an ihn gerichtete Frage nicht zu beantworten vermöge. Das Athenaeum findet sich durch diese Erwiderung veranlaßt, an Herrn Shoberl die zweite Frage zu richten, wie viel von den bei ihm erschienenen „Roscoe's Lebensbeschreibungen der Könige von England“ Roscoe selbst und wie viel der „Gentleman“ auf dem Kontinent geschrieben habe. In Bezug auf Halliwell's in demselben Verlage erschienene „Briefe der Könige von England“ ist eine ähnliche Manipulation bereits nachgewiesen. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die genannten Werke bei zwei verschiedenen Londoner Verlegern Namens Shoberl erschienen sind, daß jedoch der Eine der Vater des Anderen ist.

### Literarischer Anzeiger.

#### Uebersetzungs-Anzeige.

Von W. S. Prescott's binnen kurzem zu erwartenden Werke:

#### The conquest of Peru,

wird in meinem Verlage eine deutsche Uebersetzung erscheinen, und zwar dem Wunsche des Verfassers gemäß von derselben Hand, welche Prescott's „Geschichte Ferdinands und Isabella's“ (2 Bde., 1844, 6 Thlr.), und „Geschichte der Eroberung von Mexiko“ (2 Bde., 1845, 6 Thlr.) lieferte.

Leipzig, im Januar 1847.

F. A. Brockhaus.